

Mainzer Beiträge zur  
Kulturanthropologie / Volkskunde



WAXMANN

Judith Schmidt, Sandra Keßler,  
Michael Simon (Hrsg.)

# Interkulturalität und Alltag

# Interkulturalität und Alltag

# Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie / Volkskunde

herausgegeben von  
der Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz e. V.

Band 4



Waxmann 2012  
Münster / New York / München / Berlin

Judith Schmidt, Sandra Keßler,  
Michael Simon (Hrsg.)

# Interkulturalität und Alltag



Waxmann 2012  
Münster / New York / München / Berlin

## **Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des Zentrums für Interkulturelle Studien der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (ZIS).



## **Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie / Volkskunde, Band 4**

ISSN 1864-6387

ISBN 978-3-8309-2684-9

© Waxmann Verlag GmbH, Münster 2012

[www.waxmann.com](http://www.waxmann.com)

[info@waxmann.com](mailto:info@waxmann.com)

Umschlaggestaltung: Pleßmann Design

Umschlagfoto: mit freundlicher Genehmigung von Andrea Noll

Satz und Layout: Sandra Keßler, Michael Simon

Druck: Hubert & Co., Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier,  
säurefrei gemäß ISO 9706



Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.  
Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung elektronischer  
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

# Inhalt

<i>Michael Simon, Sandra Keßler, Judith Schmidt</i> Zur Einführung .....	7
<i>Klaus Roth</i> Interkulturalität und Alltag .....	13
<i>Miguel Souza</i> Interkulturalität, kommunikative Praktiken, Partizipation. Erkenntnisse aus einer ethnographischen Studie im Umfeld von Haupt- und Realschülern mit Migrationshintergrund .....	31
<i>Svenja Völkel</i> Interkulturelle Kommunikation aus ethnolinguistischer Perspektive. Fallbeispiele aus Ozeanien .....	55
<i>Silke Meyer</i> Warum die Lederhosen anbleiben. Interkulturalität und Stereotype .....	71
<i>Jonas Engelmann</i> Zwischen den Bildern. Die hybride Ästhetik des Comics als Mittel der Interkulturalität .....	91
<i>Matthias Kulinna</i> Charakteristika und Entwicklung von Ethnomarketing in Deutschland .....	103
<i>Wolfram Knauer</i> „The Different Sides of Myself.“ Interkulturelle Aspekte im musikalischen Schaffen Peter Kowalds .....	115
<i>Sascha Seiler</i> „The Arc of a Love Affair“: Interkulturelle Transtextualität in den Songs Paul Simons .....	129
<i>Sandra Keßler</i> Japanisch, exotisch, kosmopolitisch, modern: Sushi als Global Food in Deutschland .....	147
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren .....	161



## Zur Einführung

Im Sommersemester 2010 organisierte der Fachschaftsrat der Studierenden des Faches Kulturanthropologie/Volkskunde an der Mainzer Johannes Gutenberg-Universität eine Ringvorlesung, die er unter den Titel „Interkulturalität und Alltag“ stellte. Hinter dieser Initiative stand die Idee, das reguläre Studienangebot des Faches durch eine dezidiert interdisziplinär ausgerichtete Veranstaltung mit einem starken Aktualitätsbezug zu bereichern. Mit der Wahl der beiden titelgebenden Begriffe verband sich die Hoffnung, vor allem unsere gegenwärtige Lebenswelt genauer in den Blick zu nehmen und im Spannungsfeld zwischen eigen und fremd, althergebracht und neu, zwischen Divergentem, Konvergentem und Hybridem punktuell neu zu vermessen. Die Frage war, was Vertreterinnen und Vertreter verschiedener Wissenschaften eigentlich zu dieser recht konkret vorgegebenen Problemstellung sagen würden, wo sie Ansatzpunkte für ihre jeweiligen Forschungen erkennen und mit welchen Befunden sie in diesem Zusammenhang aufwarten würden. Gleichzeitig bestand auch ein großes Interesse daran, den Forschungsstand innerhalb des eigenen Faches genauer kennenzulernen. Mit diesen Überlegungen im Kopf wurde eine Einladungsliste an verschiedene Personen verschickt, die für das Projekt geeignet erschienen und zu denen neben Angehörigen der Mainzer Universität auch auswärtige Expertinnen und Experten gehörten. Fast alle Angesprochenen konnten kommen und trugen mit ihren Beiträgen zu einer überaus gelungenen und anregenden Veranstaltungsreihe bei.

Die vielfältigen Bezüge, die sich schon beim Anhören der einzelnen Vorträge ergaben, sowie die eingängige Anschaulichkeit der diskutierten Beispiele weckten den Wunsch, die vorgetragenen Inhalte noch einmal genauer nachzulesen, um über die angesprochenen Probleme weiter nachdenken zu können. Mit wenigen Ausnahmen ließ sich dieses Vorhaben im Anschluss an die Vortragsreihe realisieren, und die Herausgeber danken allen Beitragenden für ihre freundliche Unterstützung und zuverlässige Zusammenarbeit bei dieser Gelegenheit. Aus unterschiedlichen Gründen war es am Ende leider nicht möglich, drei der gehaltenen Vorträge hier abzudrucken. Patricia Plummer konnte aufgrund ihres beruflichen Wechsels von der Universität Mainz an die Universität Duisburg-Essen ihr Manuskript über „Gender und Interkulturalität im englischen Orientdiskurs“ zum vorgegebenen Zeitpunkt nicht beisteuern. Anton Escher hatte im Rahmen der Ringvorlesung einen Beitrag über „Interkulturelle Produktionen des internationalen Tourismus im Königreich Marokko“ angekündigt und in diesem Zusammenhang über Unterschiede zwischen der europäischen und arabischen Welt im 21. Jahrhundert gesprochen. Die dramatischen Veränderungen, die sich kurz darauf in dieser Region vollzogen und die wir inzwischen als „Arabischen Frühling“ bezeichnen, ließen ihn von einer vorschnellen Veröffentlichung seiner Überlegungen Abstand nehmen, was den Herausgebern völlig einsichtig und aufrichtig erscheint. Wissenschaftliche



Analysen haben anderen Anforderungen zu genügen als tagesaktuelle Berichtserstattungen und Kommentare, deren Inhalte oft schon bei der nächsten Ausgabe wieder vergessen sind.

Ein ähnliches Thema wie Anton Escher hatte sich auch Rainer Glagow gestellt, der freundlicherweise mit seinem Vortrag über „Die religiöse Weltordnung des Islam und die westliche Gesellschaft“ eine Lücke füllte, die mit der Absage von Susanne Marschall und ihres angekündigten Beitrags über „Interkulturalität im Film“ entstanden war. Sein gut besuchter und provokant vorgetragener Beitrag konnte bei der Veröffentlichung leider nicht berücksichtigt werden, da Herr Glagow nur wenige Wochen nach seinem Mainzer Vortrag verstarb und es den Herausgebern trotz der hilfreichen Unterstützung seiner Familie nicht gelungen ist, aus den Vortragsnotizen eine schlüssige Publikationsfassung zu konstruieren. Ein schwacher Trost mag in dieser Situation der Hinweis auf seine letzte große Buchveröffentlichung über „Allahs Weltordnung. Der politische Islam als Herausforderung für Demokratie und Gesellschaft“ (Mering 2010) sein, die im gleichen Jahr erschien und das im Vortrag angesprochene Thema ausführlich abhandelt.

Im Rahmen dieser Einführung sollte allerdings nicht nur darauf hingewiesen werden, welche Inhalte wir unseren Leserinnen und Lesern vorenthalten werden. Sehr viel wichtiger erscheint es eigentlich, die am Ende zustande gekommene Auswahl vorzustellen und die einzelnen Beiträge kurz zu charakterisieren. Den Reigen eröffnet Klaus Roth mit einem grundsätzlichen Beitrag über das Themenfeld „Interkulturalität und Alltag“, weshalb ihn die Herausgeber den weiteren Ausführungen vorangestellt haben. Mit Entschiedenheit weist er in seinem Text darauf hin, dass Fremdbegegnungen in der Gegenwart sowohl in der Fremde als auch in der eigenen Lebenswelt eine Dimension angenommen haben, die ohne historisches Vorbild ist. Im Unterschied zu früher, wo es natürlich auch schon zu entsprechenden Begegnungen gekommen sei, würden diese heute nicht mehr etwas Besonderes und Herausgehobenes darstellen, sondern seien auf dem Weg, zur Normalität zu werden. Damit vollziehe sich eine „Verfremdung des Alltags“, die nach wissenschaftlicher Deutung und Expertise verlangt, um die „Menschen durch die systematische Vermittlung von Wissen und von interkultureller Kompetenz für die genannten Herausforderungen zu rüsten“. Angesprochen ist damit ein interdisziplinäres Aufgabengebiet, dem sich in jüngerer Zeit das Fach „Interkulturelle Kommunikation“ zugewandt hat. Dessen Profil wird am Ende des Artikels genauer erläutert, wobei sich der Autor auf langjährige Erfahrungen stützen kann, die er bei der Einrichtung und beim Aufbau dieses Studiengangs an der Münchner Universität gesammelt hat.

Der zweite Beitrag in diesem Band stammt von Miguel Souza und nähert sich dem zentralen Thema aus sprachwissenschaftlicher Sicht. Als Forscher mit „Migrationshintergrund“ interessiert ihn jene kommunikative Praxis in der Begegnung von Menschen unterschiedlicher Sprachgemeinschaften, die mittlerweile auch bei uns in den multiethnischen Milieus großer Städte anzutreffen ist. Im Unterschied zur bisherigen interkulturellen Forschung, die sich bei Kommunikationsproblemen zwischen den Betroffenen vor allem darum bemüht hat, diese aus ihren verschiedenen Normen und Traditionen zu erklären, plädiert er für eine umfassendere Ausei-

nersetzung mit der gesamten Thematik. Nach seinem Verständnis ist dafür die Partizipation des Forschers am sozialen Umfeld der Akteure vonnöten, um deren „Einstellungen, Ideologien, Gemütslagen und Strategien“ in der Alltagskommunikation zu erfahren, also um eine „emische“ Perspektive entwickeln zu können. Seine Beispiele, mit denen er diesen Gedankengang untermauert, stammen aus einer Feldstudie, die er unter Jugendlichen in verschiedenen sozialen Kontexten in Südhessen durchgeführt hat. Seine Ergebnisse belegen sprachliche Auffälligkeiten, die sich allerdings im Hinblick auf die beteiligten Standardsprachen (Deutsch, Türkisch usw.) nicht einfach als defizitär oder missverständlich interpretieren lassen, sondern denen eigene, transkulturelle Dynamiken innewohnen, die es zu erfassen gilt.

Beziehen sich die Überlegungen von Miguel Souza schon auf die Begegnung von Sprechern recht unterschiedlicher Sprachen, findet man diese Problematik in dem Beitrag von Svenja Völkel noch einmal dadurch vertieft, dass sie für ihre Ausführungen auf Beispiele aus „Non-Western Small-Scale-Societies“ zurückgreift und im Vergleich zu unseren westlichen Sprachen extreme sprachspezifische Unterschiede aus Ozeanien thematisiert. Sprachliche Eigenarten wie das geozentrische Raumdeixis-System im Guugu Yimidhirr, eine Aborigines-Sprache im Norden von Queensland, Australien, verweisen auf eine vollkommen andere Weltansicht, die im Aufeinandertreffen mit Sprechern westlicher Sprachen massive Verständigungsprobleme auslösen können. Völkel spricht in diesem Zusammenhang von „Hot-spots“ der interkulturellen Kommunikation, die sich bei genauer Kenntnis der jeweiligen Sprachen und Kulturen identifizieren und praktisch beschreiben lassen. Gleichzeitig sind die von ihr präsentierten Beispiele eine wichtige Warnung davor, westliche Werte und Sprechweisen vorschnell zu verallgemeinern und im Umgang mit Angehörigen anderer Kulturen zu verabsolutieren bzw. als völlig „normal“ voranzusetzen.

Das Sprechen und Denken in liebgewonnenen Bildern thematisiert auch Silke Meyer, die der Bedeutung von Stereotypen im interkulturellen Kontext nachgeht. Neben zusammenfassenden Erläuterungen dazu, was unter dem Begriff überhaupt zu verstehen ist und welche Funktionen Stereotype im alltäglichen Leben erfüllen, bietet der Text vor allem eine systematische Unterscheidung von sprachlichen, visuellen, akustischen und materiellen Stereotypen, die anhand anschaulicher Beispiele genauer erläutert werden. In ihrer Einschätzung der Funktionen und Wirkweisen von Stereotypen kommt die Verfasserin schließlich zu dem Ergebnis, dass diese „Fluch“ und „Segen“ zugleich sind und dass ihre Existenz nicht vom „Grad der Aufklärung“ einer Gesellschaft abhängt, sondern dass sie ein grundlegendes Bedürfnis menschlichen Daseins erfüllen, nämlich das nach Orientierung und Identität in der Begegnung mit dem Anderen und in der Auseinandersetzung mit sich selbst. Insofern sei es trotz besseren Wissens wahrscheinlich, dass auch in Zukunft die Lederhosen anbleiben werden, wie es in der Überschrift und am Ende des Textes heißt.

Der Schritt von den Bildern in den Köpfen zu den Comics liegt nahe. Jonas Engelmann erinnert in seinem Beitrag daran, dass Comics als Medium eigentlich am Ende des 19. Jahrhunderts für ein urbanes, erwachsenes Publikum geschaffen

wurden, und zwar im „melting pot“ der amerikanischen Ostküste, deren heterogene Bevölkerung sich über die neuartigen Bilderzählungen besser gegenseitig austauschen konnte. Die interkulturelle Perspektive wird im weiteren Verlauf seines Textes aber nicht an amerikanischen Beispielen erläutert, sondern an der bekannten „Tim und Struppi“-Serie des belgischen Autors Hergé, die unter südafrikanischen Zeichnern der Gegenwart in der Auseinandersetzung mit der Apartheid und ihrer Überwindung spezifische Adaptionen erfahren hat.

Der beiläufige Hinweis auf den großen Erfolg von Comics in den modernen Massengesellschaften lässt nicht zuletzt an die wirtschaftlichen Aspekte des angesprochenen Themas denken. Genauer auseinandergesetzt hat sich damit Matthias Kulinna, der 2007 im Fach Geographie mit einer Arbeit über Ethnomarketing in Deutschland promoviert wurde. Sein hier abgedruckter Text fasst wesentliche Erkenntnisse aus dieser umfassenden Studie zusammen. Dabei werden von ihm besonders die Probleme einer essentialistischen Kulturbetrachtung beim Ethnomarketing hervorgehoben und die prinzipiellen Schwächen dieses theoretischen Ansatzes aufgezeigt. Gleichwohl kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, dass anspruchsvolleres Ethnomarketing jenseits platter Klischees durchaus sinnvoll sein kann und der spielerische Umgang mit Ethnizität „eine weitere Möglichkeit zur situativvielfältigen Ausgestaltung der eigenen Identität“ in einer pluralen Gesellschaft darstellt.

Der abgedruckte Beitrag von Wolfram Knauer scheint auf ein Gebiet zu führen, das mit klassischer Alltagskulturforschung wenig zu tun hat. Wir lernen aus seiner sensiblen Annäherung das Schaffen des Jazzmusikers Peter Kowald (1944–2002) kennen, dessen Werk von der Suche nach „musikalischer Offenheit“ geprägt war und ihn in verschiedene Länder und in Kontakt mit Musikern aus ganz unterschiedlichen Kulturen führte. Was er im Bereich der Musik versucht hat, nämlich „bestimmte Dinge nebeneinander zu stellen und dann festzustellen, daß auf einer bestimmten Ebene eben doch etwas zusammen geht“, könnte gleichwohl Modell für die interkulturelle Praxis im Alltag sein, auch wenn es dabei zu Missverständnissen und Sprachlosigkeiten kommt, die auszuhalten als Bereicherung erlebt werden kann.

Der Literaturwissenschaftler Sascha Seiler widmet sich in seinem Aufsatz ebenfalls dem Bereich der Musik. Dabei verbindet er seine Überlegungen zur Interkulturalität mit Aspekten der Transtextualität. Sein exemplarisch argumentierender Beitrag bezieht sich auf das musikalische Schaffen von Paul Simon. An verschiedenen seiner Stücke kann er sogenannte „transmediale Dichotomien“ nachweisen, die etwa dadurch entstehen, dass ein ganz ernsthafter, reflektierter Songtext mit mehr oder weniger fröhlichen, exotischen Klängen aus der Musik Südamerikas oder Afrikas unterlegt wird. Im Unterschied zu manchen Kritikern, die in dieser Kompositionstechnik eine neokoloniale Attitüde erkennen, verweist Seiler auf die sich dadurch entfaltende Ausdruckskraft in den Songs von Paul Simon, die sozusagen aus dem „Spiel“ zwischen den Kulturen und Medien schöpft. Ohne Frage ähneln diese Überlegungen den Ausführungen von Wolfram Knauer über Peter Kowald, der zwar einen ganz anderen Musikstil als Paul Simon repräsentierte, aber wohl nicht zufällig derselben Generation angehört.

Der abschließende Aufsatz von Sandra Keßler führt uns zu den kulinarischen Variationen interkultureller Begegnungen im Alltag und beleuchtet damit dezidiert die materielle Seite der angesprochenen Thematik. Um sie nicht zu vernachlässigen, wurde dieser Beitrag zusätzlich von uns in den Band aufgenommen. Eigentlich ist er nicht Bestandteil der Ringvorlesung gewesen, schien uns aber das bisher Gebotene trefflich zu ergänzen. Im Mittelpunkt dieses Textes steht die noch recht junge Geschichte der aus Japan stammenden Sushi-Gerichte hierzulande, die nach allem, was wir wissen, wohl weniger direkt aus dem Fernen Osten in die hiesige Nahrungspalette aufgenommen worden sind, sondern ihre Einbürgerung auf dem Umweg über die Vereinigten Staaten erfahren haben. Aufgrund einschlägiger Befragungen kann die Verfasserin recht genau zeigen, dass Sushi inzwischen zwar ein Teil der deutschen Alltagskultur geworden ist, „jedoch noch nicht alltäglich“. Interessanterweise scheint sich im Prozess der Übernahme von Sushi auch das Wissen um seine ursprüngliche Herkunft zu verflüchtigen. Statt noch mit Japan assoziiert zu werden, nimmt es immer mehr die Züge eines Versatzstückes der sich weltweit ausbreitenden Nahrungs- und Populärkultur unter amerikanischem Einfluss an. Sushi kann somit als Paradebeispiel für Phänomene der Hybridisierung dienen, die nicht zuletzt auch das Titelbild unseres Bandes thematisiert. Es wurde 2007 von Frau Andrea Noll M.A. im Rahmen einer Fotodokumentation über Exotismen in Mainz angefertigt und uns freundlicherweise für diese Veröffentlichung zur Verfügung gestellt.

Damit sind wir bei den Danksagungen angelangt, die auszusprechen uns ein echtes Bedürfnis ist, da ein Projekt wie dieses nicht ohne die Unterstützung anderer möglich gewesen wäre. Sowohl die Ringvorlesung als auch die Veröffentlichung sind vom Zentrum für Interkulturelle Studien der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (ZIS) finanziell großzügig gefördert worden, wofür wir uns herzlich bedanken möchten, namentlich bei der Koordinatorin der Geschäftsstelle, Frau Heike Spickermann M.A., sowie beim Sprecher der Einrichtung, Univ.-Prof. Dr. Anton Escher. Unser Dank gilt ebenfalls der Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz, deren Entgegenkommen vor allem den Druck dieses Bandes ermöglichte. Auch dürfen an dieser Stelle die Namen von Rafael Buchta, Svenja Drewitz, Beatrice Glagow und Sophie Reich nicht fehlen. Alle vier haben bei der Organisation der Vortragsreihe sowie bei den Vorbereitungen der Veröffentlichung Verantwortung übernommen und damit das Projekt entscheidend gefördert. Mit Spannung übergeben wir es nun unseren Leserinnen und Lesern und hoffen auf anregende, weiterführende Reaktionen!



## Interkulturalität und Alltag

Die Beziehung zwischen Alltag und Interkulturalität, also die Veralltäglicdung der Fremdbegegnung und des Fremdverstehens, ist für die modernen Industrieländer Europas ein recht neues und wenig erforschtes Phänomen. Die von dem amerikanischen Kulturanthropologen Edward T. Hall in den 1950er-Jahren begründete Disziplin Interkulturelle Kommunikation (Hall 1959) hat zwar zu den konkreten Fragen der interkulturellen Begegnung und zu deren Meisterung Grundlegendes erarbeitet, doch stehen bei ihr das handelnde Individuum, seine Kompetenzen und seine Probleme bei der Fremdbegegnung im Ausland im Vordergrund, nicht aber die generellen Aspekte von Interkulturalität im Alltag ganzer Gesellschaften. Die Ethnologie hat sich dem Thema bisher noch kaum geöffnet (vgl. Laviziano 2005; Sökefeld 2004), während in der Volkskunde oder Europäischen Ethnologie, die sich als Wissenschaft des Alltags und der Alltagskultur versteht, bereits einige Ansätze zu einer solchen Betrachtung vorhanden sind, etwa in den Forschungen zur Interethnik in Südosteuropa (Schenk 1995; 2001; Weber-Kellermann 1967), zur Rolle des Fremden im Alltag (Bausinger 1988; 1991; Köstlin 1990), zu Fragen des Kulturkontakts und Kulturkonflikts (Greverus 1988), der Migration (Schmidt-Lauber 2007) und der Entstehung von Parallelgesellschaften (Schiffauer 1996; 2008) sowie – in historischen oder regionalwissenschaftlichen Untersuchungen – zum interethnischen Zusammenleben in den historischen Vielvölkerstaaten im östlichen Europa, etwa im Habsburger Reich (Brandt 2011; Wingfield 2003) oder im Osmanischen Reich (Majer 1997; K. Roth 2000; 2006).

Die Ansätze und Erkenntnisse der Fächer verknüpfend soll im Folgenden der Versuch unternommen werden, das Thema der rasant zunehmenden Interkulturalität im Alltag heutiger Industriegesellschaften etwas grundsätzlicher anzugehen. Für die Europäische Ethnologie gilt es, diese, um mit Hermann Bausinger zu sprechen (Bausinger 1986, 63), weitere „Auflösung des Horizonts“ und Transformation des Alltags weit bewusster in Forschung und Lehre wahrzunehmen und damit zugleich auch den Bereich der volkskundlichen Alltagsforschung zu erweitern. Den Versuch, Überlegungen zu diesem Thema anzustellen, unternehme ich vor dem Hintergrund von inzwischen fast zwanzig Jahren Erfahrung an der Universität München mit interkultureller Forschung und vor allem mit der Vermittlung von interkultureller Kompetenz in universitären (vgl. J. Roth 2003) und außeruniversitären Kontexten, vor allem in der Erwachsenenbildung (J. Roth & Köck 2004; 2009).

Einer der Gründe für die bislang geringe Beachtung des Themas in den Kulturwissenschaften liegt möglicherweise in der Natur des Alltäglichen als des unhinterfragt Selbstverständlichen (Schütz & Luckmann 1979). Doch wichtiger scheint (neben der Fachtradition der Volkskunde) zu sein, dass jede empirische Forschung in diesem Feld an die Forschenden zusätzliche Anforderungen stellt; es ist sicher kein Zufall, dass zu dem Thema in letzter Zeit zunehmend Arbeiten ent-

stehen, die von Studierenden mit „Migrationshintergrund“ angefertigt werden. Der wachsende Problemdruck – nicht nur in Deutschland oder Europa, sondern nahezu weltweit – sowie der intensive gesellschaftliche Diskurs über Migration und Integration sind jedoch Beleg dafür, dass das Problem der Veralltäglichsung von Fremdbegegnung und Interkulturalität von der Volkskunde bzw. Europäischen Ethnologie mit Nachdruck aufgegriffen werden sollte. Das Fach könnte damit – im Sinne der Falkenstein-Formel (Brückner 1971, 303) – einen sinnvollen „Beitrag zur Lösung sozialer Probleme“ leisten.

Eine wichtige Voraussetzung für die ernsthafte wissenschaftliche Befassung mit dem Thema ist, dass der naiv-optimistische „MultiKulti“-Diskurs der 1980er- und frühen 1990er-Jahre überwunden ist und damit auch jener exotisierende „folkloristische Multikulturalismus“ (Radtke 1993), der allein die den Alltag aufhellenden „südländischen“ Lebensmittelgeschäfte, Restaurants und die pittoreske Folklore sah und die Alterität der Anderen, vor allem die der Migranten, nur spielerisch nahm. Dieser Fokus auf die „schöne Seite“ kultureller Alterität ist – spätestens seit dem 11. September 2001 – der Erkenntnis gewichen, dass kulturelle Differenz auch eine ernste, eine bedrohliche Seite haben kann. Die Anzeichen dieser verstärkten gesellschaftlichen Wahrnehmung der anderen Seite kultureller Differenz sind alarmierend, und das nicht nur in Europa. Allenthalben ist eine Zunahme von Xenophobie und Rassismus, ein Anwachsen rechter Parteien (z. B. in Ungarn, den Niederlanden, Frankreich) zu beobachten. Die Kopftuch-Debatte in mehreren EU-Ländern, das Burka-Verbot in Frankreich und Belgien, das Minarett-Verbot in der Schweiz und der Widerstand gegen den Bau von Moscheen (vgl. Lauterbach & Lottermoser 2009) müssen auch verstanden werden als Indikatoren einer wachsenden Sensibilität gegenüber der *sichtbaren* Transformation der Alltagswelt. Es ist bezeichnend, dass genau diese öffentliche Sichtbarkeit von Politikern immer wieder angesprochen und nicht selten populistisch benutzt wird. Ähnliches gilt auch für die mediale Behandlung von Phänomenen wie Zwangsheirat und Ehrenmord in türkischen Familien, in der regelmäßig das so auffällig andere Alltagsverhalten muslimischer Migranten hervorgehoben wird. Das Bewusstsein, dass hier ein soziales Problem herangewachsen ist, hat viele europäische Länder inzwischen veranlasst, von einer Politik des Laisser-faire oder der Nichtbeachtung zu einer Politik der Integration überzugehen, auf den Erwerb der Landessprache zu drängen und die Entwicklung von Parallelgesellschaften skeptisch zu beurteilen oder zu verhindern.

Auch wenn oft die relativierende Aussage zu hören ist, es habe Kommunikation mit Fremden „schon immer“ gegeben, so kann doch kein Zweifel daran bestehen, dass durch die Globalisierung und die massenhaften Migrationen die Quantität und Qualität der Fremdbegegnungen im Alltag in den letzten Jahrzehnten eine Dimension angenommen haben, die ohne historisches Vorbild sind. Die heutige Durchdringung des Alltags mit kultureller Andersheit ist nicht vergleichbar mit der jener Jahrhunderte, in denen die Erfahrung von Fremdheit begrenzt war auf bestimmte überschaubare Personengruppen wie etwa Pilger, Gesandte, Diplomaten, Kaufleute, Seeleute, Soldaten, Wandergesellen, Saisonarbeiter oder adlige Reisende. Auch jene großen Migrationsbewegungen, die im 18. Jahrhundert auf Grund von Kolonialismus und Auswanderung einsetzten und im 19. und frühen 20. Jahr-

hundert ihren Höhepunkt erreichten, sind kaum vergleichbar: Bei den Auswanderern ging es um deren möglichst rasche *Assimilation* an das Zielland, weshalb sich etwa die USA auch als „Melting Pot of Nations“ definierten, während in den Kolonialreichen die Assimilation der fremden Völker an das Eigene das Ziel war. Bis vor wenigen Jahrzehnten wurde auch in Europa von Flüchtlingen, Vertriebenen und „Fremdarbeitern“ unhinterfragt eine rasche Assimilation, also die Reduktion oder Eliminierung ihrer Fremdheit, erwartet.

Der fremde Alltag blieb damit bis in die jüngste Vergangenheit das *exotische* Andere – und genau das sollte er auch bleiben. Es ist dies eine Haltung, die bis heute im Tourismus erhalten geblieben ist (vgl. Lauterbach 2008). Das Fremde und die Fremdbegegnung waren stets etwas Besonderes, Herausgehobenes, das nur bestimmte Menschen und Situationen betraf. Die alltägliche Begegnung mit kultureller Alterität gab es – zumindest in Europa – nur in Grenzregionen und in den Vielvölkerstaaten des östlichen und südöstlichen Europa.

In den westlichen Industriestaaten zeichnete sich erst in den 1960er-Jahren durch die massenhafte Arbeitsmigration der Beginn eines neuen Paradigmas ab. Die neue Situation wurde in Europa von den Gesellschaften und von der Politik erst in den 1970er-Jahren langsam wahrgenommen, als der Anwerbestopp und die Familienzusammenführung aus „Gastarbeitern“ sesshafte Arbeitsmigranten machte. In den USA wurde in den 1970er-Jahren das Konzept des „Melting Pot“ ersetzt durch das der „Salad Bowl“. Ein wirklicher Wandel der Wahrnehmung begann jedoch erst in den 1980er-Jahren, vor allem aber nach der Öffnung des Eisernen Vorhangs mit der massiven politischen und wirtschaftlichen Globalisierung, der weltweiten medialen Vernetzung und der nochmaligen Verstärkung der Migrationsbewegungen.

Diese neue Qualität und Quantität der alltäglichen Fremdbegegnung betreffen jedoch, das sei betont, keineswegs alle Menschen und Regionen: Die ländlichen Räume spüren den Wandel weniger, während in den Metropolen und Städten die Durchdringung des Alltags mit kultureller Alterität für immer mehr Menschen eine Realität geworden ist. Interkulturalität ist in Europa bislang wesentlich ein urbanes Phänomen, und es sind dabei besonders die sichtbaren Zeichen dieser Alterität, die diese „Verfremdung des Alltags“ in das gesellschaftliche Bewusstsein heben.

Es liegt auf der Hand, dass gerade für Europa, das einerseits mit seinen vielen Ländern, Völkern, Sprachen, Religionen und Kulturen sehr heterogen ist und in der EU mühevoll versucht, diese kulturelle Vielfalt zu meistern, das andererseits aber aus stark homogenisierenden Nationalstaaten besteht, diese Entwicklung eine große Herausforderung darstellt. Die modernen Industriegesellschaften sind schlecht auf diese alltägliche Fremdheit vorbereitet, scheint sie doch die unhinterfragten Normen und Verhaltensweisen wie auch die in der Nation (bzw. Region oder sozialen Klasse) fußenden Identitäten in Frage zu stellen oder sogar zu bedrohen. Das einstmalige ferne Fremde ist das nahe Fremde geworden, die Fremdbegegnung hat ihren exotisch-touristischen Reiz verloren und ist zum integralen Teil des Alltags geworden – und das sowohl am Arbeitsplatz, auf dem Spielplatz, in Kindergarten, Schule und Universität als auch im privaten Innenraum, etwa in biculturellen Ehen



(die bereits fast 20% aller Ehen ausmachen) und Familien, sowie im öffentlichen Raum.

Die alltägliche Begegnung mit Fremdheit und die Interkulturalität sind somit in den letzten zwei Jahrzehnten zu einer neuen Alltagsnormalität geworden. Doch sind sie das wirklich? Es sind einerseits die breiten Diskurse über jene sinnfälligen Symbole der Andersheit, andererseits aber auch die umfangreichen Erfahrungen mit der Vermittlung interkultureller Kompetenz, die den Eindruck nahe legen, dass die große Mehrheit der Menschen erhebliche Probleme damit hat, kulturelle Differenz in ihrer Alltagswirklichkeit positiv wahrzunehmen, zu akzeptieren und den Umgang mit ihr zu erlernen. Hinzu kommt, dass die verstärkte Fremderfahrung im Alltag eine verstärkte Wahrnehmung der Spezifik des eigenen Verhaltens und ein stärkeres Bewusstsein der eigenen sozio-kulturellen Identität nach sich zieht. Die Folge ist, gerade in Zeiten der Krise, eine oftmals diffuse Angst vor dem Verlust eben dieser Identität. Viele Menschen geben dies offen zu, andere schweigen lieber oder glauben, das alles beträfe sie als gebildete, offene und tolerante Zeitgenossen nicht. Die von Werner Schiffauer schon vor 16 Jahren diagnostizierte „Angst vor der Differenz“ (Schiffauer 1996) scheint auch jene zu motivieren, die allenthalben Transkulturalität, Hybridität und Kosmopolitismus (vgl. Beck & Grande 2004) wahrnehmen und zu Problemlösungen erklären und damit den Folgen realer kultureller Differenz im Alltag auszuweichen suchen; kritisch mit dem in Deutschland besonders populären Konzept des Kosmopolitismus hat sich u. a. Ruth Mandel befasst (Mandel 2008). Ohne Zweifel gibt es in umgrenzten Kontexten und Gruppen Formen von Transkulturalität, Hybridität und Kosmopolitismus, doch geht deren Übertragung auf ganze Gesellschaften an der sozialen Realität der großen Mehrheit vorbei. Notwendig ist hier ein differenzierter nüchterner Blick, der von den realen Fähigkeiten und Möglichkeiten der Menschen in den westlichen Industrieländern ausgeht und ihre Probleme wie auch ihre vielfachen Strategien der Vermeidung von Fremdbegegnungen ebenso ernst nimmt wie die Probleme der Zugewanderten.

Im Folgenden möchte ich auf einige aus meiner Sicht wichtige Aspekte der Interkulturalität im Alltag näher eingehen und aufzeigen, in welcher zum Teil komplexen Form diese miteinander verflochten sind. Dazu müssen zuvor die eben gemachten Ausführungen zur Veralltäglichung der Interkulturalität etwas vertieft werden, um dann das im Kern jeder interkulturellen Kommunikation liegende Aufeinandertreffen von differenten Normalitäten sowie den gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Umgang mit dieser Frage in den Blick zu nehmen.

## 1 Die Veralltäglichung der Fremdbegegnung

Die Veralltäglichung von Fremdbegegnung und Interkulturalität betrifft als Herausforderung sowohl die eigene, vertraute Lebenswelt als auch die Begegnung mit anderen Lebenswelten in der Fremde, im Ausland. Zwischen diesen beiden Aspekten möchte ich, wie in der Interkulturellen Kommunikation üblich, aus theoretischen wie auch praktischen Gründen unterscheiden.